

Jutta Kammann

*Rothaarig
und wild entschlossen*

Jutta Kammann

Rothaarig
und wild entschlossen

Aufgeben gibt's nicht – mein Leben

In Zusammenarbeit
mit Dr. Margit Roth

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2021 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: ZERO Werbeagentur

Umschlagmotiv: Robert Brembeck Photography, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-37269-0

www.koesel.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

Die Kindheit, die keine war

7

Die Frau an seiner Seite

81

Abschied und Neubeginn

139

Umzug und Einzug in mein neues Leben

195

Dank

224

*Für meinen Willem
Der mich an seiner Seite hat wachsen lassen und
mich zu der starken Frau gemacht hat,
die ich heute bin.*

Die Kindheit, die keine war

Von Kellern und Bomben

Ich bin ein Kellerkind. Die ersten Jahre meines Lebens wohnten meine Mutter, meine große Schwester und ich in einem dunklen Keller. Unser Kellerabschnitt bestand aus zwei Räumen – einem Wohnzimmer mit einem Bollerofen, einer weichen uralten Couch mit einem Bastbezug, einem Tisch, einem Hochstühlchen für mich und einem schwarzen gebrauchten Büfett. Im winzigen Schlafzimmer stand ein Bett für meine Mutter, mein Babybettchen und ein alter Kleiderschrank. Nachts schlief meine Schwester auf der Couch, tagsüber tollten wir darauf herum. Für mich war der warme Keller ein Ort der Geborgenheit, durch das kleine Kellerfenster direkt unter der Decke schien sogar die Sonne herein.

In diesem Keller im beschaulichen Heidenheim an der Brenz lebten wir, weil meine mit mir hochschwangere Mutter aus Düsseldorf evakuiert worden war. In Düsseldorf heulten nachts die Sirenen, Bomben explodierten, ganze Stadtviertel lagen in Schutt und Asche. werdende Mütter wurden in Kleinstädte gebracht, um den Nachwuchs für den Führer in halbwegs sicherer Umgebung gebären zu können.

Mein Vater war zu dieser Zeit nicht bei uns. Er war Soldat,

einer der sich freiwillig gemeldet hatte. Er war von Hitlers Ideen überzeugt, so überzeugt, dass er dafür sein Leben gegeben hätte. Vielleicht fühlte sich mein Vater aber auch an der Ostfront mit seinen Kameraden wohler als zu Hause bei seiner Frau. Mein Vater liebte meine Mutter sehr, sie hingegen ließ ihn immer wieder deutlich spüren, dass diese Liebe schon lange nicht mehr auf Gegenseitigkeit beruhte. Wäre er nicht in den Krieg gezogen, hätten sich meine Eltern schon lange vor meiner Zeugung scheiden lassen. So aber waren sie 1943 noch verheiratet und Vater wurde wegen seiner erfrorenen Beine für ein paar Wochen zum Genesungsurlaub nach Hause geschickt. Seine körperliche Versehrtheit hielt ihn nicht davon ab, von seiner Gattin sein eheliches Recht einzufordern. Ein paar Wochen später zog der Obergefreite Kammann mit abgeheilten Beinen und in seiner Manneskraft bestätigt für seinen geliebten Führer wieder in den Krieg. Diesmal an die Westfront. Nach der Kapitulation geriet er in amerikanische Gefangenschaft, vier Jahre später kam er mit neuen Zähnen zurück. Auch Mutter hatte Adolf gewählt, obwohl sie jüdisch erzogen worden war. Als ich sie viele Jahre später fragte, warum sie das getan hat, antwortete sie nur: »Man wählte einfach Hitler. Das taten schließlich alle.«

Für meinen Vater gab es keinen Zweifel, dass er einen Sohn gezeugt hatte. Der Name stand schon fest, er sollte Bernd heißen. Vielleicht war mir schon damals klar, dass das Leben nicht leicht werden würde, denn ich wollte das Licht der Welt partout nicht erblicken. Stattdessen bescherte ich meiner Mutter qualvolle Stunden. Ich drehte mich in eine Steißlage, ein Bein nach oben, eines nach unten. In dieser Stellung blieb ich und bewegte mich keinen Zentimeter. Irgendwann wussten sich die Ärzte nicht mehr anders zu helfen, drehten mich und holten mich mit einer Zange.

Ohne Betäubung, wie es damals üblich war. Die Abdrücke der Greifbacken sieht man noch heute auf meiner Stirn.

Nach Stunden, in denen meine Mutter unglaublich gelitten haben muss, sah sie mich zum ersten Mal und war zutiefst enttäuscht. Anstatt eines properen Bernd, auf den sie sich mittlerweile auch schon ein bisschen gefreut hatte und der die Schmerzen wert gewesen wäre, wurde ihr an diesem 22. 3. 1944 ein Mädchen mit dichtem feuerrotem Haarschopf in den Arm gelegt.

Diese ersten Stunden waren symptomatisch für unser gesamtes gemeinsames Leben. Wir hatten es nie leicht miteinander.

Ein halbes Jahr später muss die Enttäuschung halbwegs verflogen gewesen sein. An einem Spätsommertag saß meine Mutter auf einer Bank, mich hatte sie auf dem Schoß, meine Schwester spielte neben uns im Gras. Die sommerliche Idylle nahm ein Ende, als ein Mann hinter der Bank auftauchte und mir ein Messer an die Kehle hielt. »Uhr oder Baby!« Seine Stimme klang bedrohlich, sein polnischer Akzent überzeugte Mutter restlos davon, dass es sich um keinen Scherz handelte. Mutter zitterten die Hände, als sie versuchte, den Verschluss ihrer Armbanduhr zu öffnen. Der Mann nahm die Uhr und verschwand im Wald. Noch heute bin ich ihr dankbar dafür, dass sie sich für mich und nicht für ihre Armbanduhr entschieden hat. Mutter erstattete Anzeige und kurz darauf wurde der Mann auch gefasst. Es handelte sich um einen polnischen Zwangsarbeiter aus der nahegelegenen Turbinenfabrik Voith. Der Mann bekam eine Strafe, Mutter die Uhr dennoch nicht zurück. Im Nachhinein kann man es ihm nicht einmal verdenken, dass er für sein eigenes gestohlenen Leben etwas zurückhaben wollte.

Der Krieg ging vorbei. Im Haus in der Ernst-Degeler-Straße herrschte eine drangvolle Enge. So wie wir, waren

auch andere evakuierte Familien einquartiert worden. Für uns Kinder bedeutete das, dass wir im Haus leise sein mussten. Hinter dem Haus aber gab es einen großen Garten, in dem wir Kinder spielen und lärmern durften. Unser größter Spaß war es, dutzende Maikäfer in eine alte Zigarrenkiste zu sammeln. Die Zigarrenkiste kleideten wir mit Kastani- enblättern aus, damit die Käfer nicht verhungern mussten. Ob das den Maikäfern das Leben verlängert hat, sei dahin- gestellt.

Inzwischen war ich drei Jahre alt, meinen Vater hatte ich bis dahin noch nicht kennengelernt.

Stattdessen hatte Mutter einen Freund, wir nannten ihn Onkel Hans. Hans Blüml war ein Ingenieur aus Brünn in Tschechien. Onkel Hans gehörte schon bald zur Familie. Er ging mit uns Kindern ins Freibad an die Brenz und brachte mir das Schwimmen bei. An Weihnachten lieh er dem Weihnachtsmann seine Stiefel und seine Stimme.

Onkel Hans hatte ein sehr großes Herz und gleich drei große Lieben. Neben seiner Liebe zu meiner Mutter und uns Kindern, hatte er zwei weitere Lieben: die zu einer Horex und die zu einer drallen Blondine.

Seine Liebe zu dem Motorrad teilte er mit uns, die Blondine behielt er für sich. Die Horex war in den 40ern das, was heute für einen echten Easy Rider eine Harley ist. An- statt einer durchgehenden Sitzbank hatte die Horex zwei Sättel, die wie Fahrradsättel aussahen. Onkel Hans saß auf dem Sattel vorne, Mutter hinten und ich mangels einer Sitz- bank mit einem Sofakissen unter dem Hintern dazwischen. Mutter klammerte sich fest an Onkel Hans und klemmte mich dabei ein, damit ich nicht runterfallen konnte. Für kurze Fahrten durch Heidenheim, an die Brenz oder zum Schloss Hellenstein war das sehr aufregend. Irgendwann aber hatten Onkel Hans und Mutter die Idee, einen Aus- flug ins Allgäu zu unternehmen, natürlich mit der Horex.

Nach einer Stunde wurde ich müde, nach zwei Stunden rutschte ich von einer auf die andere Seite. Ich konnte mich einfach nicht mehr halten. Anfangs schimpfte Mutter nur. »Halt still. Sitz gerade.« Auf das Schimpfen folgten Ohrfeigen. Irgendwann hielt Onkel Hans an und beruhigte die auf dem Sozi sitzende Angebetete. Ich mochte Onkel Hans. Er mochte uns Kinder. Und meine Mutter... Röschen. Noch viel lieber aber mochte Onkel Hans seine üppige Blondine, seine dritte große Liebe. Er verließ sein Röschen und heiratete die Blondine.

Onkel Hans begründete seine Wahl damit, dass er eine Frau mit zwei Kindern doch nicht heiraten könnte. Für Mutter war der Fall klar: »Ihr Kinder seid schuld. Wegen euch hat er mich sitzen lassen.« Als Kind fühlte ich mich immer schuldig. Ich war sicher, dass ich allein schon durch mein Dasein das Lebensglück meiner Mutter zerstört hatte.

Das Kind verhungert ja

Meine erste eigene schemenhafte Erinnerung hat nichts mit Mutter, dem Keller oder Onkel Hans zu tun, sondern mit dem Marienhospital, in das man mich mit drei Jahren wegen Unterernährung und Asthma brachte.

Ich war klapperdürr und weigerte mich zu essen. Essen war für mich Strafe. Meine Mutter versuchte es mit gut zureden und Ohrfeigen. Tag für Tag saß ich tränenüberströmt am Tisch und versuchte aufzuessen. Es ging einfach nicht. Mit der aufgebrachten Mutter an meiner Seite ging es noch viel weniger. Vor lauter Panik bekam ich Atemnot und erstickte fast.

Schließlich war ich so mager, dass man mich ins Krankenhaus bringen musste.

Ende der 40er-Jahre gab es nur große Krankensäle. Dut-

zende Betten standen in Reih und Glied. Für mich war alles fremd und bedrohlich, die anderen Kinder, die Schwestern und Ärzte. Voller Angst verkroch ich mich unter der Bettdecke. Während ich mit dem Schlimmsten rechnete, hatten die Schwestern und die anderen Kinder großen Spaß und tollten durch den Saal. Es war Fasching, alle hatten sich kostümiert und tobten durch die Gänge.

Ich war mir sicher, dass Mutter mit ihren Prophezeiungen recht behalten hatte. Sie hatte gesagt, dass mich die Schwestern wie eine Gans stopfen würden. Es kam aber ganz anders. Anstatt mich zu stopfen, waren die Schwestern sehr liebevoll. Sie zogen die Bettdecke vorsichtig zurück, fragten, ob ich nicht auch mitspielen möchte und trugen mich schließlich, als Rotkäppchen verkleidet, auf dem Arm durchs Haus.

Wer ist der Mann mit dem roten Vollbart?

Mit drei, vielleicht auch schon vier Jahren lernte ich meinen Vater kennen. Unser erstes Zusammentreffen war keineswegs so, wie man es in rührseligen Nachkriegsfilmen dargestellt hat.

Ich hatte ein Paidi-Kinderbettchen, das quer am Fußende von Mutters Bett stand. Wie jeden Morgen kletterte ich schlaftrunken über die Gitterstäbe, um mich in ihr Bett plumpsen zu lassen und vor dem Aufstehen noch ein bisschen mit ihr zu kuscheln. An diesem Morgen unseres ersten Kennenlernens war ich mit einem Beinchen schon über den Gitterstäben, als ich einen mir völlig fremden Mann mit feuerrotem Vollbart in Mutters Bett liegen sah.

In dem Moment tauchte sie schon komplett angezogen im Türrahmen auf. Ich schaute fragend zu ihr, dann wieder zu dem Mann und wieder zu ihr: »Mutti, steht der Herr da bald auf?« Für Herrn Kammann war daraufhin klar, dass

jeden Morgen irgendwelche fremden Männer im Bett seiner Ehefrau lagen. Die Familienzusammenführung stand von Anfang an unter keinem guten Stern.

Bis zu dem Tag, an dem mein Vater aus der amerikanischen Gefangenschaft zurückkam, war Mutter die Herrin im Haus, so wie es viele Frauen im Krieg waren, deren Männer an der Front kämpften. Gerieten die Männer in Kriegsgefangenschaft, so führten die Frauen ihr selbstständiges Leben auch nach Kriegsende weiter. Sie waren es gewohnt, sich von niemandem Vorschriften machen zu lassen, was unweigerlich zu Konflikten führte, wenn die Männer doch noch heimkehrten.

So war es auch bei uns, denn mein Vater benahm sich so, wie es die meisten Kriegsheimkehrer taten: er akzeptierte die neue Position seiner Frau nicht, sondern verstand sich selbstverständlich als Familienoberhaupt, das bestimmte, wie die Dinge geregelt werden müssen. Unglücklicherweise wollte er ihr an mir demonstrieren, wie richtige Erziehung funktioniert, nämlich auf militärische Art und Weise. Seinen ersten pädagogischen Auftrag sah er darin, dem Kind das Daumenlutschen abzugewöhnen. Trotz meiner vier Jahre hatte ich im Schlaf immer noch mein Däumchen im Mund. Mutter hatte alle möglichen Hausmittel gegen das Lutschen ausprobiert – Handschuhe, Senf, Pfeffer. Geholfen hat nichts.

Der fremde Mann mit dem roten Vollbart, den ich »Vati« nennen sollte, beugte sich eines Abends über mein Bettchen und sah mir mit strengem Blick in die Augen. Bedeutungsvoll sagte er: »Kind, ab heute wird nicht mehr am Daumen gelutscht. Haben wir uns verstanden?« »Ja Vati, ich lutsche nicht mehr!«, sagte ich mit leiser Stimme und nickte, um mein Versprechen zu untermauern. Mein Vater richtete sich wieder auf und schaute triumphierend zu meiner Mutter. »Siehst du, so macht man das!«

Am nächsten Morgen, wie hätte es auch anders sein sollen, lag ich schlafend in meinem Bettchen und lutschte hingebungsvoll an meinem Daumen. Diese Disziplinlosigkeit wollte der Vater nicht dulden. Er zog mich hoch und schlug mir mit aller Härte ins Gesicht. Ein Blutschwall schoss mir aus der Nase. Ich bebte vor Zorn, stampfte mit den Füßen auf und schrie ihn an: »Das sage ich dir, ich trete dich in die unterste Hölle!«

Mutter ging sofort dazwischen und verhinderte so weitere Gewaltexzesse. Im Nachhinein denke ich, dass es diese Situation war, in der sie endgültig beschloss, sich scheiden zu lassen.

Zu dieser Scheidung wäre es beinahe nicht mehr gekommen und das alles nur wegen einer Blödelei, die sich fast zu einer Katastrophe ausgewachsen hätte. Meine Mutter saß auf einem Stuhl, mein Vater stand links von ihr, meine Schwester rechts. Ich wollte unbedingt auch zur Mutter, die beiden wollten es lachend verhindern, indem sie sich über Mutters Schoß beugten, Gisela unten, mein Vater darüber. Um Gisela zu vertreiben, biss ich ihr herzhaft in den Hintern, der auf meiner Kopfhöhe war und löste damit fatalerweise eine Kettenreaktion aus. Gisela schoss mit einem Aufschrei hoch. Vater, der sich ja über sie gebeugt hatte, bekam Giselas Hinterkopf an seine Stirn. Durch die Wucht des Schlags kippte er um, knallte an die Kante des Türrahmens und sackte ohnmächtig zusammen. Erstarrt blickten wir alle drei auf Vati. Mutter dachte es wäre ein Scherz und sagte bedeutungsschwanger: »Seht ihr, jetzt ist er tot.« Ich mochte diesen Eindringling, den ich »Vati« nennen musste zwar nicht, aber das hatte ich dann doch nicht gewollt. Tot war das neue Familienoberhaupt zwar nicht, aber schwer angeschlagen. In den nächsten Tagen lag er regungslos im Bett und genoss die Fürsorge seiner Familie. Dass wir ihn nicht aus Liebe, sondern wegen unseres schlechten Gewissens umsorgten, schien

er gar nicht zu bemerken. Später erzählte mir Mutter, dass sie panische Angst hatte, er könnte durch diesen Unfall ein Pflegefall geworden sein. Einen behinderten Mann verlassen? Das hätte sie in eine echte moralische Zwickmühle gebracht. Was sollten denn die Leute denken?

Glücklicherweise verlor mein Vater sehr schnell die Freude am Invalidentum und verließ sein Pflegebett. Und Mutter konnte nun doch noch dem Trauerspiel »Ehe« ein Ende setzen.

Rothaarig

Gisela war ein hübsches, ja sogar ein besonders hübsches Kind. Sie hatte dichte, blonde Naturlocken und ein strahlendes Lachen. Es kam nicht selten vor, dass amerikanische Soldaten, die in Heidenheim als Besatzungsmacht stationiert waren, mit ihrem Jeep anhielten, diese deutsche Shirley Temple mit den Korkenzieherlocken in das Fahrzeug hoben und mit ihr durch die Gegend fuhren. Als Belohnung bekam sie auch noch Puppen und Süßigkeiten. Noch Jahre später erzählte mir Mutter stolz diese Anekdote. Ich wäre auch gerne so hübsch gewesen.

Mich hatte die Natur anders ausgestattet. Von Geburt an hatte ich feuerrote Haare und so ist es bis heute geblieben. Auch mir fielen zwar nach ein paar Monaten, wie bei den meisten Babys, die Haare aus, anstatt blonder Korkenzieherlocken aber wuchs bei mir nur ein dünner roter Flaum nach.

Mit fünf Jahren, noch bevor ich eingeschult wurde, entschied Mutter das Problem auf ihre Art zu lösen. Sie ging mit mir zum Friseur und wies ihn an, dem Kind eine Glatze zu rasieren. Meine Tränen flossen in Strömen, als ich im Spiegel sah, wie mir auch das letzte bisschen Haarschmuck geraubt wurde. Kahlköpfig wie ich nun war, setzte mir Mutter einfach eine Wollmütze auf. Es war Hochsommer.

Als Gisela von der Schule kam, musste ich sie auf Anweisung von Mutter mit den Worten empfangen: »Mutti hat eine Überraschung für dich.« Meine Schwester schaute mich erwartungsvoll an. Ich zog blank, meine Schwester schrie auf: »Mit der soll ich noch auf die Straße gehen? Ich kann doch nicht alle Kinder verhauen, die sie jetzt ärgern!« Hat sie dann aber doch getan. Ein ganzes Jahr lang vermöbelten wir zu zweit alle Kinder, die Glatzen-Jutta hinter mir herschrien. Jeden Monat wurde mir mein Schädel kahl geschoren, so lange, bis meine Haare dichter wurden. Dann durften sie wieder wachsen. Ob es daran lag, dass ich älter wurde oder an Mutters Radikalkur – wer weiß das schon.

Kahlköpfig war ich zwar nun nicht mehr, dafür schallte es jetzt durch die Ernst-Degler-Straße: »Rotfuchs, Rotfuchs«.

Ich hasste meinen Vater für dieses Erbe und beschwerte mich jeden Abend bei Mutter: »Sobald ich groß bin, lasse ich mir sofort die Haare färben!« Mutter, die auch lieber einen Bernd ohne rote Haare als eine Jutta mit roten Haaren gehabt hätte, nahm es gelassen und vertröstete mich auf später.

Als ich dann endlich »groß« war, habe ich im Traum nicht mehr daran gedacht, an meiner Haarfarbe etwas ändern zu wollen. Während andere Frauen mit dunklen Haaren schon in den Dreißigern färben müssen, genieße ich heute immer noch den Vorteil der roten Pigmentierung. Meine Haare sind zwar nicht mehr so feuerrot wie früher, rot sind sie aber immer noch.

Und immer bin ich die Neue

Meine Odyssee von Pflegefamilie zu Pflegefamilie, von Heim zu Heim, von Internat zu Internat begann schon im Kleinkindalter. Mutter musste arbeiten, um uns zu versorgen. Das eigene Kind zu irgendwelchen sogenannten Tan-

ten und Onkel zu geben, die sich mit der Unterbringung von Pflegekindern ein paar Mark dazuverdienten, war in der Nachkriegszeit für alleinerziehende Mütter nichts Ungewöhnliches.

Die goldene Regel für Pflegekinder lernte ich sehr schnell: »Sei lieb und passe dich an. Nur so wirst du nicht zur Zielscheibe von schlechter Laune und Gewalt.«

Es war noch nicht einmal so, dass einige meiner Pflegeeltern und auch meine Mutter besonders sadistisch gewesen wären, sie verhielten sich einfach so, wie es den pädagogischen Normen der Zeit entsprach. Die schwarze Pädagogik, die im Nachkriegsdeutschland noch immer weit verbreitet war, ging davon aus, dass höchste Selbstbestimmung und höchste Menschlichkeit nur erlangt werden können, wenn es dem Menschen gelingt, die Natur hinter sich zu lassen und zur Vernunft zu kommen. Dem Kind alles Kindliche auszutreiben gehörte mit zu diesen pädagogischen Methoden. Natürlich gab es zu dieser Zeit auch schon reformpädagogische Ansätze, die das Kindeswohl im Auge hatten, aber die hatten sich bis zu meinen Bezugspersonen noch nicht herumgesprochen.

Meine ganze Kindheit sehnte ich mich nach Liebe und Geborgenheit, die in meiner Vorstellung alle anderen Kinder bekamen. Nur ich nicht. Zumindest nicht von meiner Mutter, so sehr ich mich auch darum bemühte.

Wirklich entsetzlich war allerdings, dass es Mutter nicht ertragen konnte, wenn ich mich bei meinen Pflegeeltern begann wohlzufühlen. Da erwachte ihre Eifersucht. Wann immer so etwas wie Vertrauen und Geborgenheit zu keimen begann, überwarf sie sich mit diesen Leuten und verbot mir, weiter hinzugehen. Oder ihr Problem löste sich, indem wir wieder einmal umzogen.

Meine erste Pflegefamilie war eine Schusterfamilie. Sie hatten dicke Plumeaus, die sie im Winter über mir auftürm-

ten, und eine große Kupferwärmflasche, die sie mir ins Bett legten. Ich wäre gerne bei ihnen geblieben, aber wir zogen ins Nachbarstädtchen Gingen.

Mutter hatte in Gingen in einem kleinen Sportgeschäft Arbeit gefunden. In meiner Erinnerung war das ganze Geschäft bis unter die Decke mit Lederfußbällen gefüllt. Diesen Ledergeruch, der in der Luft hing, werde ich nie vergessen.

Die Pflegefamilie in Gingen wollte mich an Ostern mit einem kleinen Geschenk überraschen. So, wie auch für ihre eigenen Kinder, hatten sie für mich eine Kleinigkeit versteckt. Einen kleinen Puppenbesen und ein Schäufelchen. Stolz und glücklich präsentierte ich Mutter mein neues Spielzeug. Umgehend schickte sie mich wieder hin und verlangte von mir, die Spielsachen zurückzugeben. »Ich habe dir doch verboten, von fremden Menschen etwas anzunehmen.« Ich weiß nicht, was schlimmer für mich war: die Spielsachen nicht behalten zu dürfen oder die Menschen, die freundlich zu mir waren enttäuschen zu müssen.

Wir zogen weiter nach Ulm, das ebenfalls in Baden-Württemberg liegt. Ich verbrachte meine Tage wieder bei einer Pflegefamilie, einen Kindergarten gab es nicht. Dann endlich im Herbst kam der große Tag, auf den ich mich schon so lange gefreut hatte. Endlich in die Schule. Lesen, Rechnen und Schreiben lernen, zu den Großen gehören.

Während alle anderen Kinder diesen besonderen Tag mit ihren Eltern begehen durften, brachten mich meine Pflegeeltern zur Schule.

Ich möchte glauben, dass mich Mutter gerne begleitet hätte, aber ihre gerade begonnene Karriere auf keinen Fall gefährden wollte.

Von Ulm zogen wir nur Wochen später nach Darmstadt in Hessen, untergebracht wurde ich im Caritaskinderheim »Schloss Falkenhof« in Bensheim an der Bergstraße. In Hes-

sen begann das Schuljahr schon an Ostern, in Baden-Württemberg hingegen erst im Herbst.

Ich zog also nicht nur in ein anderes Bundesland, sondern hing schon im ersten Schuljahr mit einem Mal ein halbes Jahr im Lehrplan hinterher.

Von Pflegefamilie zu Pflegefamilie weitergereicht zu werden, war nicht einfach für mich. In jeder Familie musste ich möglichst schnell die Gebote und Verbote herausfinden. Ich musste lernen, mich in die neue fremde Familie einzufügen.

Dass das Leben in Pflegefamilien im Vergleich zum Leben in einem Heim ein Privileg ist, wurde mir erst in Bensheim bewusst. Ich war jetzt nicht mehr nur das Kind, das oft bei Pflegeeltern war. Jetzt war ich plötzlich das Heimkind. Selbst in der Nachkriegszeit war das ein Makel.

Begründet wurde meine Heimunterbringung mit dem milden Klima, für das Bensheim bekannt war. In Bensheim verlebte ich die schlimmste Zeit meiner Kindheit.

Mutter versprach mir, dass mein Asthma im Heim besser werden würde und ich weniger husten müsste. Daran, dass diese entzündliche Lungenerkrankung vielleicht nicht nur mit der schlechten Luft in der Stadt, sondern auch mit unserer schwierigen Familiensituation und den vielen Umzügen zusammenhängen könnte, dachte man zu dieser Zeit noch nicht.

Im Kinderheim wurde mein Asthma trotz des guten Klimas nicht besser, meine seelische Verfassung jedoch sehr viel schlechter. Jetzt war ich nicht nur die Neue, sondern plötzlich auch noch die Doofe.

Als ich in Bensheim ankam, waren mir meine Mitschüler und Mitschülerinnen in der ersten Klasse ein halbes Jahr voraus. Sie konnten schon die meisten Buchstaben des Alpha-

bets und die Zahlen bis 100, ich konnte fast noch nichts. In den Augen der Kinder war ich einfach nur doof und dadurch das ideale Ziel ihres Spottes. Kinder können grausam sein.

Die Heimleiterin war eine pragmatische Frau und wollte das Problem bei der Wurzel packen. Sie gab mir Nachhilfeunterricht. Während alle anderen Kinder im großen Schlafsaal ins Bett mussten, »durfte« ich zu ihr auf's Zimmer, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu üben. Es dauerte nicht lange, bis mir die anderen Heimkinder diese Sonderbehandlung übel nahmen und sich perfide Spielchen für mich ausdachten.

Eines Tages zerrten sie mich beispielsweise in einen dunklen Stollengang und hielten mich fest. Sie erzählten mir Geschichten von bösen Hexen und Zauberern, die im Stollen wohnen würden und kämen, um mich zu holen. Durch Märchenerzählungen wusste ich ganz genau, dass es diese gruseligen Figuren gab und sie auch Böses mit mir anstellen würden. Vor meinem inneren Auge sah ich große dampfende Töpfe, in die mich die böse Hexe werfen würde und Käfige in dunklen Kellergewölben, in denen ich bis ans Ende meiner Tage gefangen gehalten werden würde. Die anderen Kinder stachelten sich in ihren Gemeinheiten gegenseitig an.

Die Erzieherin, die für uns Kinder zuständig war, tat so, als würde sie die Quälereien nicht mitbekommen. Wessen Verhalten grausamer war – das der Kinder oder das der Erzieherin, sei dahingestellt.

Vielleicht als Reaktion auf diesen psychischen Ausnahmezustand fing ich an schlafzuwandeln. Immer wieder kam es vor, dass mich jemand vom Personal in einem der vielen Gänge des alten Schlosses aufgriff und in den Schlafsaal zurückbringen musste. Die Frage der erbosten Erzieherin, was ich in diesem verbotenen Teil des Schlosses zu

nachtschlafender Stunde zu suchen hatte, konnte ich nicht beantworten. Ich wusste es ja selbst nicht.

Also bestrafte sie mich, um mir dieses Fehlverhalten auszutreiben. Stundenlang musste ich auf dem kalten Steinfußboden neben meinem Bett stehen, um über meinen Fehler nachzudenken.

Heute, 70 Jahre später, stellen mir junge Menschen die Frage, warum ich meiner Mutter bei ihren sonntäglichen Besuchen nichts von diesen Grausamkeiten erzählt habe. Ich traute mich einfach nicht. Wann immer Mutter kam, sagte sie mir eindringlich, wie viel sie arbeiten müsse, um dieses Heim zu finanzieren. »Sei lieb und artig, wenn ich für uns schon so schwer arbeiten muss«, war einer ihrer Lieblingssätze.

Und die Heimleiterin, die mir Nachhilfe gab? Sie war eine freundliche Frau, die für die Sonderbehandlung, die sie mir angedeihen ließ, auch Wohlverhalten und Dankbarkeit verlangte. Wenn über eine ihrer Mitarbeiterinnen schlecht gesprochen worden wäre, hätte sie das als kindliche Fantasie abgetan.

Niemand konnte mir helfen. Wann immer die anderen Kinder spielten, verkroch ich mich in eine Kiste, die hinter zusammengestellten Möbeln auf einer nicht genutzten Terrasse stand. In dieser Kiste fand mich niemand, hier war ich geschützt, hier konnte ich mich in Welten mit guten Feen und Königstöchtern flüchten. So sicher ich mich in diesem Behältnis fühlte, so verloren war ich auch. Ein Kind, vergessen von der Welt.

Die ersten Monate gingen vorbei, dann stand Weihnachten vor der Tür. Zum Fest der Liebe wollte Mutter sich ein paar Tage für mich Zeit nehmen. Sie hatte mir versprochen, mich am heiligen Abend nachmittags abzuholen. Die Stunden vergingen, Mutter kam nicht.

Während ich in meinem Mäntelchen und mit meinem

kleinen Köfferchen auf einer Bank vor dem großen Saal wartete, feierten die Kinder im Saal Bescherung.

»Ihr Kinderlein kommet« und »Oh Du Fröhliche« schallte es durch die Tür. Durch die Butzenscheiben sah ich scheuenhaft den hell erleuchteten Weihnachtsbaum, durfte aber nicht teilhaben. Die Tränen kullerten. Irgendwann, als die Sonne schon lange untergegangen war, kam endlich Mutter. Alles würde doch noch gut werden.

Wir rumpelten mit einer menschenleeren Straßenbahn durch das nächtliche Darmstadt. Zerbombte Ruinen säumten den Weg. In den Fenstern der noch stehen gebliebenen Häuser sah man Weihnachtsbäume mit brennenden Kerzen, Familien standen beieinander. Und manchmal konnte ich sogar ein paar Liedfetzen hören. Überall war das Christkind gekommen. »Gleich kommt das Christkind auch zu dir«, versprach mir Mutter. Endlich angekommen, sperrte sie die Tür zu ihrem kleinen, kalten, möblierten Zimmer auf. Aber da war nichts. Kein Christkind, kein Weihnachtsbaum, keine Sterne, nicht mal eine Kerze. Ich bekam einen kleinen Hund aus Seife.

Nachts lag ich im Arm meiner Mutter in ihrem schmalen Bett. Sie weinte. Vielleicht um Onkel Hans, ihre verlorene Liebe, vielleicht aber auch, weil sie das Leben an diesem besonderen Tag als unendlich ungerecht empfand.

Ich versuchte sie zu trösten. Es war Heilig Abend, ich war sechs Jahre alt.

Am nächsten Morgen entdeckte Mutter die blauen Flecken auf meinem Rücken, meinen Armen und meinen Beinen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als alles zu beichten. Ich war fest davon überzeugt, dass es meine Schuld sei, dass die Erzieherin so brutal zu mir war. In meiner Welt waren es die Erwachsenen, die alles richtig machten und die Kinder, die böse waren und bestraft werden mussten. Aber anstatt